Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 451. **Sonnabend** den 3. September 1892. **86. Jahrgang.**

Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen

Sonntag, den 4. September, Vormittags nur bis ½9 Uhr

geöffnet.

Expedition des Leipziger Tageblattes.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 3. September.

„Es muß doch endlich Frühling werden" — mit diesen Worten schloß Dr. Lieber seine letzte Rede auf der Mainzer Katholikenversammlung. Was diese „Frühlings-Lerche" unter Lenzesluft und Lenzespracht versteht, das klang aus ihrem und ihrer Genossinnen Trillern deutlich hervor. So ziemlich Allem, was die deutsche Gesittung ausmacht, ist in Mainz der Krieg erklärt worden. Sich bei dem Einzelnen aufzuhalten, verlohnt eigentlich nicht, denn darin hat die „Germania" Recht, daß diese Katholikenversammlungen im Grunde immer das Gleiche verlangen und bedeuten. Die diesjährige unterschied sich aber von vielen ihrer Vorgängerinnen durch die Entschiedenheit, um nicht einen anderen Ausdruck zu gebrauchen, mit der die Forderung auftrat, mit dem ganzen nationalen Bildungsröbel zu Gunsten des Ultramontanismus aufzuräumen. Da die Herren eine gute Witterung haben, so ist ihre Dreistigkeit symptomatisch für die Zeit. Am letzten Versammlungstage hatten u. A. der „meisten deutschen Dichter" an den Kosten der Unterhaltung mitzutragen, deren Religiosität und Sittlichkeit vor dem Richterstuhle des Dr. Lieber nicht zu bestehen vermochten. Wer sich etwas in ultramontaner Literaturgeschichte umgethan hat und besonders die unter den „Stimmen von Maria-Laach" erschienenen Monographien über unsere großen Dichter kennt, wird sich über die Mainzer Kritik nicht verwundern. Weniger üblich war es bisher, auch die griechischen und römischen Schriftsteller, wie Dr. Schädler es gethan, als „classischen Unrath" der Verdammniß preiszugeben. Selbstverständlich forderte man in Mainz confessionelle Gymnasien — diese nothwendige Voraussetzung der geistigen Entmannung der akademischen Jugend. Leute, die vor der Mitte der jetzigen Jahre in einigen süddeutschen Staaten solche, wenigstens thatsächlich confessionelle Gymnasien kennen gelernt haben, wissen, was dieses Verlangen zu bedeuten hat. Freilich sind, was in Mainz zu erwähnen vergessen worden ist, aus jenen katholischen Gymnasien auch diejenigen Männer hervorgegangen, die in den hinter uns liegenden kirchlichen Kämpfen die Führung gegen die ultramontane Herrschaft über die Mittelschulen übernommen haben. Sie kannten deren verderbliche Wirksamkeit. Herr Dr. Schädler erachtet das heutige Gymnasium schon durch die Thatsache gerichtet, daß sich kürzlich irgendwo in Baden ein Unterprimaner verlebt hat. Wenn ein solcher Fall als typisch gelten soll, dann wüßten wir aus der Zeit der katholisch-confessionellen Gymnasien noch mit ganz anders gearteten, „typischen" Fällen zu dienen, nicht am wenigsten mit solchen, die aus den Beziehungen von Klerikal-Seminarien zu Gymnasien herausgewachsen sind. Verlobungen kamen allerdings damals nicht vor, wie sich denn auch der kürzlich wegen unnennbarer Handlungen vom Amt entfernte geistliche Lehrer an der ausschließlich von Jesuiten geleiteten schola matutina zu Feldkirch in Vorarlberg nicht — verlobt hatte. Wenn der Frühling des Herrn Dr. Lieber angebrochen sein wird, werden wir übrigens auch in Deutschland Jesuitenschulen als erste Lenzesgabe begrüßen dürfen. In der Erklärung, daß der zurückgezogene Jesuitenantrag wiederkehren werde, wird allerdings, und dies ist politisch nicht ganz unwichtig, nicht gesagt, daß die Wiederkehr schon für die nächste Session zu erwarten sei. Es eilt auch nicht. Wenn, wie es der badische Pfarrer Wacker gethan, in der aufreizendsten Weise über die Zurücksetzung der deutschen Katholiken in der höchsten Staatsverwaltung geklagt wird und dieser Beschwerde die Erklärung folgt, man wünsche seitens des Centrums keine Katholiken in den höchsten Staatsstellen — so ist das eine Leistung, die von keinem Jesuiten übertroffen werden konnte. Wobei nicht erst bemerkt zu werden braucht, daß unter „Katholiken" nur Centrumsmänner verstanden werden; gläubige Katholiken, die aber allerdings nicht den Winken des Herrn Dr. Lieber folgen, haben, namentlich auch in Baden, hervorragenden Antheil an der obersten Staatsleitung.

Der Eifer, mit welchem das Cabinet Giolitti an die Durchführung der von ihm übernommenen Aufgabe geht, im Wege praktischer Reformen in allen Verwaltungszweigen den administrativen Apparat zu vereinfachen, und dem chronischen Deficit entgegen zu arbeiten, beginnt bereits seine Früchte zu tragen und das Vertrauen der Bevölkerung auf die Thätigkeit der Regierung zu erhöhen. Ohne von dem durch seinen Vorgänger eingeführten System der äußersten Sparsamkeit in allen Verwaltungszweigen abzugehen, hütet sich Herr Giolitti davor, dieses System zu übertreiben. Die Productivkraft des Landes zu heben, den arbeitenden Classen die Möglichkeit für die günstigere Gestaltung ihrer Existenz durch Arbeit und Verdienst zu bieten, das ist neben einem praktischen, weisen Sparsystem der Weg, welchen die Regierung zur Beseitigung des Deficits einschlägt. Während das bis zur Kniickerei getriebene System der äußersten Sparsamkeit Luzzatti's, der Eigensinn, mit welchem Letzterer sich selbst den productivsten Auslagen widersetzte und in dem Wort „Sparen" allein die Panacee für alle Noth der Staatsfinanzen erblickte und dadurch den Lebensnerv der italienischen Staatsverwaltung unterband, ist das Ministerium Giolitti davon entfernt, lediglich aus Doctrinarismus, vor fruchtbringenden Ausgaben zurückzuschrecken. Die natürliche Folge davon ist, daß die Productivkraft des Landes dadurch sichtlich gehoben wird und die Hilfsquellen des Staates schon jetzt reicher fließen. Während bei dem früheren System mit den Auslagen auch die Einnahmen des Staates abnahmen, so daß letztere stets hinter den aufgestellten Berechnungen zurückblieben, zeigt sich nun die erfreuliche Erscheinung, daß, seitdem Giolitti die Zügel der Regierung ergriffen, die Einnahmen in fortwährender Zunahme sind, so daß in den letzten zwei Monaten die im Voranschlage für diese Zeit berechneten Einnahmen von den thatsächlichen Eingängen übertroffen wurden. Man darf der Hoffnung Raum geben, daß, wenn die Dinge sich in dieser Art weiterentwickeln, jener neue Steuerzuschlag für das nächste Budget vermieden werden und daß es möglich sein wird, das Deficit mit den vorhandenen Mitteln zu decken. Ein weiteres Resultat der Finanzverwaltung des Cabinets Giolitti ist es, daß auch der Staatscredit Italiens sich in bemerkenswerther Weise gehoben hat, was sich unter Anderem auch in dem jetzigen Stande der Staatsrente im Auslande und namentlich in Paris zeigt. Diese Erfolge der Finanzpolitik des Cabinets Giolitti üben selbstverständlich auf die öffentliche Meinung des Landes einen sehr günstigen Eindruck. Die Aussichten der Regierung für die bevorstehenden Parlamentswahlen gestalten sich daher immer günstiger und man kann erwarten, daß es dem Cabinet Giolitti gelingen wird, eine bedeutende, feste und verläßliche Majorität in der neuen Kammer zu gewinnen. Gerüchtweise verlautet, daß die Neuwahlen am 23. und die eventuellen Stichwahlen am 30. October stattfinden, sodaß gegen Mitte November die neue Kammer ihre Thätigkeit beginnen würde.

Die Ansprüche Frankreichs auf das Protectorat über die Anstalten der deutschen Katholiken in Palästina sind jüngst wieder in einem Vorfall zu Tage getreten, welcher sich in der Hafenstadt Kaifa, am Fuße des Berges Karmel, ereignet hat. Das dortige, von dem deutschen Palästina-Verein gegründete und unterhaltene Hospiz, in welchem deutsche Barmherzigkeit thätig sind, hatte bei der Ankunft der deutschen Pilgerkarawane und bei dem Besuch der Officiere des Kriegsschiffes „Loreley" die deutsche und die päpstliche Flagge aufgezogen. Der französische Viceconsul nahm daraus Veranlassung, an die Leitung des Hospizes die Aufforderung zu richten, sich der Aufhissung fremder Flaggen zu enthalten, da die religiösen Anstalten in Palästina nur die Flagge ihrer Schutzmacht — und das sei Frankreich — verwenden dürften. Die Hospizdirection gab darauf, entsprechend der ihr vom Vereinsvorstande für solchen Fall ertheilten Weisung, keine Antwort, sondern übermittelte das betreffende Schreiben dem zuständigen deutschen Berufsconsul Dr. Schröder in Beirut, welcher seinen französischen Collegen ersuchte, dem französischen Viceconsul in Kaifa jede Einmischung in die Angelegenheiten des deutschen Hospizes zu untersagen. Der französische Consul erwiderte in entgegenkommender Form. Es ist zu erwarten, daß Frankreich nunmehr keinen Versuch mehr machen wird, deutsche Anstalten im Orient unter sein Protectorat zu nöthigen, zumal inzwischen aus Anlaß des Vorgehens des französischen Ministeriums gegen die deutschen Lazaristen in Jerusalem sowohl der heilige Stuhl wie auch die Pforte das Recht des deutschen Reiches auf eigene Beschützung der von den deutschen Katholiken in Palästina errichteten Werke ausdrücklich anerkannt haben. Dieser Schutz wird, wie dankbar anzuerkennen ist, in der entgegenkommendsten und nachdrücklichsten Weise gewährt. Er bildet eine der besten Bürgschaften für den gedeihlichen Erfolg der deutschen Bestrebungen im Morgenlande.

Die Generalacte der Brüsseler Antisclaverei-Conferenz hatte unter Anderem auch die Errichtung eines internationalen Bureaus mit dem Sitze in Zanzibar vorgesehen, an welchem Delegirte aller der Signatarmächte Theil nehmen können, welche darin vertreten zu sein wünschen. Die Aufgabe dieses Bureaus besteht in der Sammlung aller Documente und Nachrichten, welche darnach angethan erscheinen, den Betrieb des Sclavenhandels zur See einzuschränken bezw. zu unterdrücken, soweit dies innerhalb der Grenzen der internationalen Vereinbarungen überhaupt möglich ist. Seitens der belgischen Regierung wurden alsbald die nöthigen Schritte zur Constituirung des neuen Bureaus in die Wege geleitet und von dem wünschenswerthen Erfolge gekrönt. Bis jetzt haben Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Portugal und Rußland in Brüssel ihre Geneigtheit, sich im internationalen Bureau von Zanzibar vertreten zu lassen, notificirt und ihre an Ort und Stelle beglaubigten Consularagenten mit entsprechenden Weisungen versehen. Da nach Art. 75 der Generalacte das Bureau als constituirt gilt, wenn drei Mächte ihre Vertreter ernannt haben, so steht der alsbaldigen Eröffnung seiner Wirksamkeit nichts mehr im Wege.

Die neuesten Berichte aus Belgrad lassen keinen Zweifel darüber, daß die Lage in Serbien sich immer kritischer gestaltet. Von radicaler Seite wird die Regentschaft des Staatsstreiches beschuldigt, von liberaler Seite wird dagegen den Radicalen vorgeworfen, sie hätten sich mit antidynastischen Plänen getragen, welche Nikitsch durch sein Eingreifen rechtzeitig zu vereiteln wußte. In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß Nikitsch drastischer Begründungen seines Vorgehens bedarf und daß er, wenn er gleich bisher keinen Staatsstreich begangen, doch immer mehr zu einem staatsstreichähnlichen Vorgehen gedrängt wird. Daß es ihm möglich sein werde, auf dem verfassungsmäßigen Wege zu bleiben und zu einer Skupschtina mit liberaler Mehrheit zu gelangen, glaubt Niemand. Sobald aber die Gewalt als einziges Auskunftsmittel übrig bleibt, dann wird auch nicht zu verhüten sein, daß die Radicalen zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen, und hierin liegt die große Gefahr für die nächste Zukunft, denn je mehr sich die Gegensätze zuspitzen, desto bedenklicher werden die Verhältnisse und desto eher wird es dem auf die Zunahme der Verwirrung lauernden Prätendenten möglich sein, seinen Anhang zu verstärken, und den Versuch zu machen, sich als Retter aufzuspielen.

Das Hofdiner, welches vor einigen Tagen der Prinz Ferdinand gab, bildete einen bedeutsamen Abschluß der Ausstellungs-Feierlichkeiten. Geladen waren dazu das gesammte Ministerium, der Hofstaat des Prinzen, die officiellen Regierungsvertreter bei der Ausstellung, darunter der türkische Ausstellungs-Commissar Dschemal-Bey, die hervorragendsten ausländischen Aussteller und die Vertreter der Presse, im Ganzen etwa 50 Personen. Der Prinz saß zwischen Stambulow und Dschemal Bey. Auch Reschid Bey, der Bakuf-Commissariats-Secretair von Sofia, war anwesend. Bei dem Dessert erhob sich der Prinz und hielt folgende Ansprache:

„Meine Herren! Ich bin glücklich darüber, heute an meiner Tafel die Special-Delegirten meines erlauchten Suzerains, des Sultans, zu sehen, die gekommen sind, um die Ausstellung in Augenschein zu nehmen. Ich bin von Dankbarkeit erfüllt für dieses Zeichen des Wohlwollens Sr. Majestät, meines erhabenen Suzerains, gegen uns. Und nicht nur dafür sage ich meinen tiefgefühlten Dank, sondern auch für die Gnade, die Se. Majestät hatte, indem er seinen Unterthanen erlaubt hat, hierher zu kommen, um die Ausstellung zu besuchen. Ich ergreife daher mit Vergnügen diese Gelegenheit, um meine tiefgefühlte Dankbarkeit und Ergebenheit für die erhabene Person meines Suzerains auszudrücken. Ich trinke auf die Gesundheit Sr. Majestät des Sultans."

Dieser Toast wurde von allen Anwesenden mit lauten, lang anhaltenden Hurrahs erwidert. Hierauf erhob sich Dschemal Bey und dankte in türkischer Sprache für die loyalen Worte, welche der Prinz gesprochen hatte. Er fügte hinzu, daß er nicht verfäumen werde, dieselben seinem erhabenen Souverain zur Kenntniß zu bringen.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 2. September. Es verdient doch hervorgehoben zu werden, daß, während sämmtliche auf die jetzige Jahreszeit angesetzt gewesenen Versammlungen wissenschaftlicher und sonstiger Art wegen der Gefahr der Ausbreitung der Cholera vertagt und aufgehoben worden sind, ganz allein die Mainzer Katholikenversammlung die unerhörte Rücksichtslosigkeit gegen das Gemeinwohl beging, Tausende von Menschen in diesen Tagen zusammenströmen zu lassen. Läuft die Sache nun wirklich gut ab, so ist dies nicht die geringste Rechtfertigung für einen solchen gemeingefährlichen Mangel an Vorsicht, von dem auch die hessischen Behörden nicht freizusprechen sind. Die für Mitte September nach Speyer in Aussicht genommenen Generalversammlungen des Evangelischen Bundes und der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands sind wegen der Choleragefahr auf das nächste Jahr verschoben worden, ebenso wie zahlreiche wissenschaftliche Zusammenkünfte. Aber über dergleichen sind natürlich die Ultramontanen erhaben.

— Die „Berl. Pol. Nachr." schreiben: In der Sitzung vom 16. März 1891 hatte der Reichstag eine Resolution angenommen, in welcher die verbündeten Regierungen ersucht wurden, in Erwägung zu ziehen, in wie weit die Unzuträglichkeiten zu beseitigen wären, welche sich bei Anwendung einzelner Bestimmungen des Militairpensionsgesetzes fühlbar gemacht haben. Diese Bestimmungen beziehen sich auf die Fälle, in denen die Pensionen ruhen. Wie wir bereits mitgetheilt haben, soll beabsichtigt sein, eine Aenderung hierin für die niederen Militairclassen herbeizuführen. Indessen

---

Feuilleton.

Hannibal's mächtiger Irrthum.

Skizze aus dem Leben der Schwarzen.

Von Philipp Berges.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Wie, einem Fremden, Mädchen? Bist Du denn behext und hast alles Geschehene vergessen? Why, ein Jahr, ein Jahr lang haben wir uns so mächtig geliebt, wie — wie — nun, wie Antonius und Kleopatra, das berühmteste Paar, welches die Gelehrten kennen!"

„Wer? Was?" hauchte Liberty und die alte Bewunderung schien noch einmal durchbrechen zu wollen.

„Antonius, sagte ich. Er war ein früherer Präsident der Vereinigten Staaten und der größte weiße Liebhaber der Welt. Sie aber war eine Farbige, wie Du, Liberty, wie Du!"

„Ah! Also hat sie keinen Nigger geheirathet, keinen Stocknigger — und ich will auch keinen. Wenigstens keinen so dunklen, wie Du. Hannibal ist weit heller?"

Nun wurde der Gelehrte ärgerlich. „Zum Teufel mit Deinem Hannibal. Er ist der verdammtesto Dandy, Geck, Großsprecher, Hartfuß und Narr in der ganzen Gegend!"

„Aber er sitzt nicht allerwärts Wochen im County-Gefängniß —"

„Wie, Du falsche Schlange; habt Ihr — Du und Deine dicke Mutter — nicht alle die Hühner, Enten, Gänse und Wassermelonen in Empfang genommen, deren Diebstahl mich ins Gefängniß brachte? Um für Euch zu stehlen, dazu war ich gut genug, he?!"

„Ja", sagte Liberty schnippisch. „Dazu warst Du! gut genug!"

„Und jetzt, Du Elende, willst Du einen Andern heirathen —"

„Das ist nicht wahr!"

„Was — es wäre nicht! — —"

„Nein, denn ich habe ihn bereits geheirathet!"

„Du hast ihn behext, wie Du mich behext hast!"

„Wohl möglich!"

„Liberty, Liberty — —" ein plötzliches leises Schluchzen unterbrach die Stimme, „komm mit mir. Ich hab Dich so gewaltig lieb. Wir ziehen in einen andern Staat und niemals wollen wir über das Vergangene sprechen. Entschließe Dich — denn jetzt sehen wir uns zum letzten Mal. Wenn Du mich jetzt gehen läßt, gehe ich für immer!"

Kalt und schroff kam die Antwort zurück. „Darauf warte ich nur. Eine Minute warte ich noch. Wenn Du dann nicht für immer gegangen bist, rufe ich meinen Mann!"

„Also das ist Deine Antwort, Liberty?" Dann ist nur Eins möglich: Du liebst mich nicht mehr, hast mich nie geliebt, es war Alles Lüge, Verstellung, Humbug!"

„Ja, das war es, ich liebe Dich nicht mehr, habe Dich nie geliebt — und nun pack Dich fort, denn wenn ich meinen Mann — hörst Du? meinen Mann rufe, wird all Deine Gelehrtheit Dich nicht vor der gewaltigsten Ladung Prügel schützen, die jemals irgend eine zweibeinige Creatur zwischen diesen vier Pfählen empfangen hat!"

Solomon ballte die rechte Hand, denn zwischen Daumen und Mittelfinger der linken — so schrieben die Zauberformeln es vor — hielt er die großartige Schraube.

„Nun denn, so magst Du zum Teufel fahren mit Deiner Hexerei, Deiner dicken Mutter und Deinem Niggerdandy Hannibal! Ha! Laß ihn kommen, den vermaledeiten Schurken, laß ihn kommen, den Geldprotz, den Prahlhans, den ochsenköpfigen Narren, und wenn ich von ihm Prügel bekomme, will ich sie in meinem Leben wieder eine Wassermelone rauben. Er mich prügeln? Mich?! Shoo — dat's pretty good! Mit gebundenen Händen prügele ich ihn ein Dutzend Mal über seine eigenen Felder, ihn und —"

In diesem Augenblick wurden im Stubeninnern Stühle gerückt und Liberty schickte sich an, die Thür zu öffnen. Solomon verstummte. Eine Secunde kämpfte der „eiserne" Muth Solomon's (er lag nämlich in der Schraube) mit seiner angeborenen Feigheit, dann siegte die letztere. Mit katzenartiger Geschmeidigkeit schnellte der „Gelehrte" über die Diele zum Hofthor und verschwand im Dunkel der Nacht. Lächelnden Gesichts, als ob nichts geschehen wäre, trat Liberty wieder in die Stube zurück und ließ sich im Kreise ihrer Verwandten nieder.

Hannibal Millstone, der glückliche Ehegatte der Bielumworbenen, nahm von seinem Weibe keine Notiz. Dinge von großer Wichtigkeit schienen sich in seinem Korbe zu tummeln. Er hatte sich erhoben, trank ein Glas geeister Citronen-Limonade und gab der dreihundertpfündigen Lady einen heimlichen Wink. Nun erhob sich auch diese und Beide schritten auf demselben Wege zum Hause hinaus, den soeben der flüchtige Fuß des verschmähten Liebhabers genommen hatte.

In dem kleinen, düsteren, nur vom Licht der Sterne spärlich durchhellten Hofraume ließ die voranschreitende Lady sich auf einer morschen Tonne nieder, die sofort in ein leises, klägliches Aechzen ausbrach. Hannibal selbst ging ein paar Mal in seinem Hof auf und ab, um alsdann vor der erwartungsvoll schweigenden Dame stehen zu bleiben.

„Theure Mistress Washington, oder jetzt vielmehr: theure Schwiegermutter", begann er zögernd, „ich bin ziemlich sicher, daß es höchst freundlich von Euch war, meinen Wink zu verstehen und mir hierher zu folgen. Vielleicht hat Eure große Seele, die Gott segnen möge, auch bereits eine Ahnung von dem Zwecke dieser heimlichen Zusammenkunft."

„Unser Geschlecht hat sich stets durch eine aus Wunderbare streifende Schlauheit ausgezeichnet, theuerster Schwiegersohn", entgegnete die breite, etwas heiser tönende Stimme der Lady, „das wißt Ihr. Nur mein in Gott seliger Gatte, den sie wegen eines irrthümlich begangenen Raubanfalls mit tödtlichem Ausgang drüben in Süd-Carolina gehängt haben, nur er machte eine Ausnahme. Es fehlten ihm die Elemente der Vorsicht, der Vorausberechnung, die mir und meiner Tochter in so hohem Maße zu Theil wurden. Ihr werdet noch heute einen Beweis hiervon erhalten, denn ich kenne den Zweck dieser Zusammenkunft, die ich vorausgesehen habe, ganz gut. Auch ich muß Euch eine wichtige Eröffnung machen, nachdem Ihr gesprochen habt, theuerster Schwiegersohn; darum spuckt Das, was Ihr mir zu sagen habt, nur immerhin, ohne lange Einleitungen aus, und Gott segne Eure Lunge!"

Hannibal scharrte ungeduldig mit den Füßen. „Nun wohl", sagte er und seine dunklen Züge verzerrten sich zu einem von Haß und Verachtung erfüllten Grinsen, „wenn Ihr's also wißt, höchst theure Schwiegermutter, wozu noch lange Redensarten machen?! Ich habe meinen Theil des Contractes erfüllt, erledigt Ihr nun den Euren und gebt mir das Erbschafts-Document!"

„Ach! Bäh! R—rrrräh!!" Die morsche Tonne war es, die diese angstvollen Töne ausstieß — ihre „Besitzerin" aber schwieg.

„Ihr findet mein Verlangen doch nicht unbillig, Mrs. Washington?!" begann Hannibal auf's Neue, diesmal in etwas ironischem Tone. „Warum uns gegenseitig Flausen vormachen?! Ihr wißt es ohne Zweifel vortrefflich wohl, daß ich Eure allerdings verdammt niedliche, aber auch bodenlos leichtfertige Tochter nie geheirathet, sondern mit Vergnügen dem diebischen Professor, ihrem Liebhaber, überlassen hätte, wenn Euer theures Geheimniß und die mit ihm verbundene hübsche Summe von Dollars nicht vorhanden wäre. Wenn Ihr aber wollt, so will ich ganz nach der Ordnung verfahren und unsere Abmachung Wort für Wort wiederholen."

„Thut Das, Söhnchen, thut Das", pflichtete die fette Stimme bei; „Ordnung ist eines jener Elemente, die meinem seligen Manne fehlten, sonst wäre er niemals in seinem Stiefeln gestorben!"

„Also gut. Um es kurz zu machen, laßt mich sagen, daß ich ein Auge auf Eure Liberty geworfen hatte. Ihr bemerktet meine Neigung und kamt heimlich zu mir, um mir die Mittheilung zu machen, daß Liberty ohne einen wirklichen Priester nicht zu haben sei, da sie 10 000 Dollars besitze."

„Ihr sprecht nur immer vom Geld, Hannibal Millstone", warf Mrs. Washington ein, „als ob es Euch allein um den dreimal verwünschten Mammon zu thun wäre — — — wie? Das ist's auch, sagt Ihr?! Hähähä! Ihr seid ein Spaßvogel, Schwiegersöhnchen — — aber fahrt fort und sprecht auch von den anderen Mittheilungen, die ich Euch machte. Es ist Musik für meine Ohren!"

„Weil's Euch Vergnügen macht, will ich's thun. Ihr entdecktet mir, daß Ihr trotz Eures schlechten Rufes und Lebenswandels, der hart an den Landes-Gefängnissen vorbeiführt, aus hochangesehener Familie stammt, daß Ihr sozusagen aus aristokratischem Blute — —"

SLUB
Wir führen Wissen.